



## Die Danzig Boys, Toulouse

Die beiden Jungen auf den schwarzen alten Fahrrädern hießen Justus Rosenbaum und Fred Kamlet. Sie waren nun den dritten Tag unterwegs und rechneten damit, noch viele weitere Tage auf der Flucht zu sein.

Zu Beginn war für die Jungen alles irgendwie abenteuerlich gewesen: «Schau, Fred, wie die Leute über die Felder fliehen!» – «Wie die Hühner vor dem Fuchs», lachte der Jüngere.

Komisch war es mit anzusehen, wie all die vielen Menschen nach Süden drängten, Kinderwagen bepackt mit Hausrat, Leiterwagen mit Kleiderbündeln und Matratzen.

Doch dann ging es plötzlich los. Geschwader von Flugzeugen. Der Himmel verdüstert: Blitze, das Schwirren der Riesenvögel, Detonationen. Ein Mann lag tot im Feld, man schrie, floh in die Straßengräben.

Im Graben versuchte ein desertierter Soldat, Freds Fahrrad zu entreißen.

«Leg dich auf die Räder!», schrie Justus.

Der Soldat hörte ihn und fluchte: «Ah, *les boches!* In der Luft, und jetzt auch noch im Straßengraben!»

«Sind es denn unsere eigenen Leute, die uns verfolgen?», fragte Fred erschrocken.

«Nur die Hakenkreuzler», sagte Justus.

Eine Bombe schlug ein. Eine Matratze in Fetzen. Grasbüschel mit getrocknetem Blut.

Dann mit dem Fahrrad über buckligen Waldboden, unter den Bäumen fühlten sie sich besser geschützt. Doch sie fanden nichts zu essen. Traten in die Pedalen, stundenlang, mechanisch. Gehörten diese Beine, in ewiger, gleichmäßiger Bewegung, noch zu ihnen?

«Justus, in meinem Bauch sind Hungermäuse. Sie zerren mit den

Pfoten in meinen Därmen.»

Gegen Abend hielten sie vor einem einsamen Bauernhaus.

Die Bäuerin kam heraus. Sie sah sie lange an, die kleinen müden Gestalten auf ihren schwarzen Fahrrädern. «Woher kommt ihr?»

«Von Paris.»

«*Nom de Dieu*, ihr müsst todmüde sein.»

Sie öffnete den Verschlag eines Geräteschuppens, legte zwischen die Werkzeuge und Gießkannen zwei Ballen Heu.

«Da könnt ihr schlafen. Ich sperre die Tür zu, dann kommen keine anderen mehr, und ihr habt eure Ruhe.»

«Was ist das für eine Zeit, wo man sogar Kinder verstecken muss?», murmelte sie, als sie in die Küche schlurfte. Sie brachte Milch, Brot, Speck, schloss dann hinter den Flüchtlingen den Verschlag.

Die beiden Jungen stürzten sich auf das Essen und fielen anschließend in bleischweren Schlaf.

In der Frühe krähte im Stall nebenan ein Hahn.

Justus erwachte. «Fred, wir wollen bis nach Toulouse, nicht wahr? Du weißt, unser Geld ist bald weg. Lass uns Clownnummern ausdenken, die wir in der Stadt spielen.»

Justus hatte bei Herrn Nime den Koffer zurücklassen müssen, doch da war noch der Rucksack. Unter einem zweiten Pullover und ein bisschen Unterwäsche tastete er nach Charlie Chaplins Knollennase und seinem Hütchen.

In Danzig, vor der Abreise nach Paris, hatte ihm die aus Böhmen stammende Tante Mizzi beim Packen geholfen. «Nimm nur das Wichtigste mit auf die Reise, Justus», hatte sie gesagt. «In Paris kann man nämlich alles kaufen – o, das sagenhafte Kaufhaus Le Printemps! Das hätte deiner armen Mutter gefallen! Mit deinem Papachen war ich dort in der Hutabteilung. Deinem Papachen wurde übel davon! Hättest sie sehen sollen, Hüte, groß und flach wie Suppenteller! Und die umgestülpten modischen Blumenkübel aus Filz ...»

«Tante Mizzi, weißt du, für mich ist anderes wichtig als für dich.» Und dann hatte Justus den Charlie-Hut und die Clownnase im Rucksack versenkt.

«Weißt du, Fred, was für uns jetzt wichtig ist?», fragte Justus.

Fred blickte zu seinem älteren Freund auf, während der Hahn, der im Stall nebenan wohl hungrig war wie sie beide, von neuem krähte.

«Also, Fred, wichtig ist, dass wir von jetzt an nicht mehr Rosenberg und Kamlet heißen.»

Fred machte große Augen. «Wie sollen wir denn heißen?»

«Ich bin jetzt Charlie Petit aus Orly. Und du, wer bist du, mein kleiner Bruder?»

«Ich bin Fred, heiße ebenfalls Petit und komme aus Orly.»

«Gut so.»

«Schlecht so», sagte Fred bekümmert.

«Wieso schlecht?»

«Wenn wir eines Tages vergessen, wer wir wirklich sind und woher wir kommen.»

«Nun, dann soll jeder des anderen Gedächtnis sein.»

«Das heißt, wir bleiben zusammen, Justus?»

«So ist es.»

Nun drehte sich der Schlüssel in der Tür aus Holzlatten, die Bäuerin erschien mit einem Krug dampfender Milch und einem Schüsselchen Haferbrei mit zwei Löffeln.

«So, ihr Jungen, das wird euch stärken.»

Sie schaute zu, wie ihre Schützlinge aus dem Schüsselchen den Haferbrei löffelten. «Wie heißt ihr eigentlich, ihr beide?» fragte sie lächelnd. «Und woher kommt ihr?»

Sie schluckten erst den Haferbrei hinunter, dann kam es von beiden wie mit einer Stimme: «Wir sind Charlie und Fred Petit, aus Orly.»

«Geschwister also?»

«Ja.»

Toulouse. Auf den Straßen und Plätzen wimmelte es von flüchtenden Menschen.

Walter Mehring und die Pauli, unterwegs in der Innenstadt, trafen da und dort Bekannte. Die alte Dame aus Wien, in übereinander angezogenen schwarzen Kleidern, saß aufgeplustert vor einem Kaffee,

ein Unglücksvogel. Sie hatte auf der Flucht den blinden Sohn verloren, nun schrieb sie an ihrem Tischchen eine Suchmeldung.

Zettel mit Vermisstenanzeigen bedeckten die Wände des Rathauses, am häufigsten fehlten nach den Luftangriffen Kinder.

Mehring und die Pauli begegneten auch dem Schriftsteller Franz Werfel und seiner Frau Alma, der Witwe des Komponisten Mahler. Vor gut einem Jahr hatte man einander in Wien in der eleganten Wohnung des Paares kennengelernt, wo jedermann, der in der Kulturszene etwas gelten wollte, zu Gast war. Nun unterhielt man sich hier über die Vertreibung. Alma saß aufrecht in ihrem Stuhl, trank ihren Weißwein, als schlürfe sie Champagner. Ihre Haare, o Wunder, waren immer noch ordentlich onduliert, und über ihren Schultern lag ein Umhang aus lilafarbenem Tüll.

«Alma ist eine Königin», flüsterte Franz Werfel seinem Schriftstellerkollegen Mehring zu. «Aber die Zeiten sind leider beschissen.»

Gilt ebenso für Hertha, dachte Mehring.

«Ich will heute Nacht in einem richtigen Bett schlafen», war ihr Wunsch.

Für Hertha suchte Mehring ganz Toulouse ab nach einer Unterkunft. Fand schließlich in einer der Faubourgs ein Kammerloch, es gehörte der Pfarrköchin, im bescheidenen Zimmer, vor dem die Löchsäcke für die Bekämpfung der Brandbomben lagen, war letzte Nacht der Pfarrer gestorben. Doch da war ein Bett, ein richtiges Bett, wenn auch mannigfach von Kreuzen und Heiligenfiguren umgeben. Dafür erschien jetzt im alten Spiegel, zwischen den Bildchen der heiligen Märtyrer, Herthas schöne Rückenansicht.

«O, du bist auch eine Märtyrerin», sagte Mehring.

«Ich? Warum?»

«Da, drei rote Flohbisse!»

Am andern Morgen begegneten sie auf dem Markt in Toulouse der Amerikanerin Miriam Davenport.

«Ah, unser Gasthof zur Erde hat sich entleert», witzelte Mehring. «Sind Sie durchgeschlüpft?»

Die Davenport nickte.

Sie hatte das Glück gehabt, ein Stück mit dem letzten Zug zu fahren, der diese Strecke fuhr, am nächsten Tag legte ein Bombardement die Linie lahm. In Bayonne hatte sie ihren Studienfreund Charles Wolff getroffen, einen Mann in mittlerem Alter, Musikkritiker und sozialkritischer Journalist. In einem röchelnden, mit einem Holzvergaser ausgestatteten Wagen fuhr er sie bis zu seinem Wohnort Toulouse.

Wolff nahm Miriam mit zu seinen sozialistischen Parteifreunden. Bei einem Essen wurde heftig über die neue Lage der Nation diskutiert. Miriam, die Amerikanerin, bekam politischen Nachhilfeunterricht. General Pétain habe mit den Nazis einen Pakt geschlossen, er verrate mit einem Federstrich die demokratischen Grundsätze des Landes, sagte Wolff. Nazigegner und Juden, die bei uns Schutz gesucht haben, werden durch den Artikel 19 des Friedensvertrags zu Freiwild.

Auf einem anschließenden Gang durch die Innenstadt von Toulouse bekam Miriam das in ein Schlaflager umgewandelte Kino Pax zu sehen.

«Unsere ehemalige Traumfabrik – nun eine Herberge für die Emigranten», bemerkte Wolff.

Die Luft in dem fensterlosen Raum war immer noch bläulich eingefärbt vom Tabakqualm, doch die Träume, die jetzt hier waberten, waren dumpf und qualvoll. Die Hälfte der Strohlager war schon besetzt, Männer und Frauen lagen ausgestreckt in Kleidern und Schuhen, als müssten sie jederzeit bereit sein aufzuspringen.

Wolff traf Anna Seghers und Katia Landau auf der Suche nach einem Nachtlager. Bei den Schließkästen sprach er mit Konrad Heiden, dem Autor einer wenig schmeichelhaften Hitler-Biographie. Heiden war seit diesem Buch Hitlers persönlicher Feind. «Er lebt in größter Gefahr», sagte später Wolff. Doch an diesem Abend gab sich der Biograph gelassen. Er zeigte hinauf zu den Wänden des alten Kinos: «Ein Trost, diese Plakate! Dort, unser Tippelbruder Charlie Chaplin! Eben habe ich in der Zeitung einen Bericht über den Hitlerfilm gelesen, den Chaplin in Amerika gedreht hat nach dem Motto: *C'est le ridicule qui tue!* Hitler-Sympathisanten, die es auch in den USA gibt, wollten den Film